

Notizen im März

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **58 (1987)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Notizen im März



Bald wird sie wieder so zu sehen sein: Die Propstei Wislikofen im Sommer aus der Vogelschau. Im vergangenen Januar gab's nur Gedankenflüge – im Innern des Hauses.

Der Frühling steht vor der Tür, aber das Ereignis, dem diese Notizen gewidmet sind, fiel in den Januar, mitten im Winter.

Mit Hilfe der modernen Wissenschaft und mit der Technik haben's die Menschen ziemlich weit gebracht. Zum Mond sind sie geflogen und im Weltall sausen sie herum. Die meisten Organe des Körpers können sie transplantieren. Sie werden älter und älter. Mit der Atomspaltung und mit der in Aussicht stehenden Fusion hat der Verbraucher einen Punkt erreicht, der seinesgleichen sucht. Was die Gen-Technologie in Zukunft machbar werden lässt, wagen die Biologen dem Laien noch gar nicht zu sagen. Doch merkwürdig genug: Just zu der Zeit, da die Leute mit Präsident Kennedy zu «neuen Grenzen» aufgebrochen sein wollen, beginnen sich die ersten Risse zu zeigen. Wenig später stürzt die Wissenschaftsgläubigkeit wie ein Kartenhaus zusammen. Der Glaube an den technischen Fortschritt, die Faszination einer säkularisierten Eschatologie, schlägt ins Gegenteil um. Jugendunruhen, Grün wird Trumpf. Das Gespenst von Aids geht um, die Drogensucht, die Ungeborgenheit. Seveso, Bhopal, Challenger, Tschernobyl, Schweizerhalle – und so weiter. Im neuen Glaubenskrieg, der um sich greift, fordern die Anhänger des wissenschaftlich-technischen Fortschritts «mehr desselben», während die Gegner den «Ausstieg» fordern oder die «Rückkehr», was immer das heissen mag. Man hat eine allgemeine Sinn- und Orientierungskrise diagnostiziert. Frust, Resignation; lustig ist es nicht. Wie da überhaupt noch standhalten? «Du kannst nicht mehr!» Das Geschäft der professionellen Lebensberater blüht wie noch nie, die Experten wissen über alles Bescheid. Doch keiner traut sich so recht an den Satz heran: «Du kannst noch mehr!» Auch in den Heimen werden die Erscheinungsformen der Krise mit blossen Appellen nicht beseitigt. Man bastelt

Konzepte und Leitbilder. Die diesjährige «Januar-Woche» des VSA, die, geleitet von Dr. *Imelda Abbt*, das Thema «Du kannst nicht mehr – du kannst noch mehr!» im Gepäck mitführte, war keineswegs ein solcher Appell, der sich immer bloss an die anderen richtet, kein Konzept-Palaver. Die Seminarwoche sollte auch im Alltag jedes Teilnehmers persönlich Folgen zeitigen.

Wichtiger Hinweis für Interessenten: Die VSA-Seminarwoche 1988 für Heimleitungen und Kaderleute wird, wieder in der Propstei Wislikofen, vom 11. bis 15. Januar stattfinden, Thema und Titel «Freiheit für den Widerspruch!» Es wird die neunte sein.

*

Shakespeare lässt Macbeth ausrufen: «Sicherheit, des Menschen Erbfeind jederzeit!» Es ist vielleicht eine kleine Simplifizierung, aber fraglos nicht falsch zu sagen, die diagnostizierte Sinn- und Orientierungskrise sei von der modernen Wissenschaft ausgelöst worden und an der Wurzel der babylonischen Türme der Wissenschaft sei das



Das «Auditorium maximum» der Propstei in der Zeit vom 12. bis 16. Januar 1987: «Du kannst nicht mehr – du kannst noch mehr!»

Streben nach Sicherheit zu lokalisieren. Es ist das Signal eines tiefen Misstrauens. Ihm entgegengesetzt ist die Hoffnung. Dom Helder Camara hat einmal geschrieben, Hoffnung sei ein Experiment. «Die Hoffnung, die das Risiko scheut, ist keine Hoffnung. Hoffen heisst, an das Abenteuer der Liebe glauben, Vertrauen zu den Menschen haben, den Sprung ins Ungewisse tun und sich ganz Gott überlassen.» Sich Gott überlassen? Was soll das heissen?

Vom Widerspruch und von der Spannung einerseits zwischen dem menschlichen Bedürfnis nach Sicherheit, das nicht bloss in der Wissenschaft, sondern auch im modernen Versicherungsgeschäft zum Ausdruck kommt, und andererseits dem (bejahten) Wagnis der Existenz im Sinne Kierkegaards war im vergangenen Januar in der Propstei oft die Rede. Nur wer hofft, wagt den Sprung. Bei der Vorbereitung sei ihr deutlich geworden, erklärte Frau

Abbt, dass es echteste und allerhöchste Praxis sei, dieses Spannungsverhältnis als Prozess lebenslang auszuhalten. Existenz sei zunächst abgründige Angst, die man erst spüren muss, bevor aus ihr im tiefsten Grund auch ein nicht weiter begründbares Vertrauen entstehen kann.

Vor vielen Jahren hat sich Martin Heidegger in einem grandiosen Vortrag mit der vermeintlichen Sicherheit der neuzeitlichen Wissenschaft befasst und dem wissenschaftlichen, rationalen Denken die Neigung zugeordnet, alles Lebendige vor dem menschlichen Verstand zur Rechenschaft zu ziehen, es durch rationale Begründung «machbar» werden zu lassen. In dem Vortrag wird Goethe zitiert, von dem ein Sinnspruch aus der Spruchsammlung von 1815 wie folgt lautet:

*Doch Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund, Warum und Wie.
Wie? Wann? und Wo? – Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich ans Weil und frage nicht «warum».*

Das «Doch» am Anfang des ersten Verses setzt die Forschung ab gegen eine andere Haltung und Gebärde, die nicht so unermüdlich und ungeduldig auf rationale Begründungen und Zwecke losgeht und die die Götter – den Quell des Lebens – nicht durch eine oft gewaltsame Ungeduld zum Verstummen bringt. Dem Menschen, der ein bisschen mehr sein möchte als bloss ein Tier mit Verstand, wird empfohlen, sich ans «Weil» zu halten. Darin stecken die Wörter «dieweil» und «verweilen», «Weile». Die andere Haltung meint das Verweilenkönnen, die unscheinbare, geduldige *Besinnung* und das *besinnliche* Denken. Für diese(s) ist die Empfehlung kein Befehl und kein Zwang, sondern ein zarter Wink, der nicht jeden Befund gleich in etwas Endgültiges, in eine Definition umdeutet. In der zarten Gebärde der Besinnung erschliesst sich – Wunder des Wunders – die abgründige Angst der menschlichen Existenz, gegen welche uns die Wissenschaft absichern soll, als die Sinnfülle des tiefen Vertrauens am Quell.

*

«Das ist das Geheimnis der bedingungslosen Sinnträchtigkeit des Lebens», schrieb Viktor E. Frankl, der Vater der



Warum muss der Mensch leiden? Warum muss er scheitern? Keine Philosophie und keine Wissenschaft kann auf diese Frage Antwort geben: Dr. Imelda Abbt.

Logotherapie, «dass der Mensch gerade in Grenzsituationen seines Daseins aufgerufen ist, gewissermassen Zeugnis abzulegen davon, wessen er und er allein fähig ist.» Von Frankl war an der Jahresversammlung 1980 des VSA in Schaffhausen die Rede. Auch Karl Jaspers und Jeanne Hersch sprechen von Grenzsituationen. Weshalb derlei Situationen meistens sehr schmerzlich sind und weshalb sie als ein Scheitern erlebt werden müssen, erläutert Paul Watzlawick amüsant und anschaulich in dem Büchlein «Vom Schlechten des Guten» (Piper 1986). Darin wird der Psychologe Ernst von Glasersfeld zitiert, der festgestellt hat: «Da wir das Scheitern immer nur in jenen Begriffen beschreiben und erklären können, die wir zum Aufbau der scheiternden Strukturen verwendet haben, kann es uns nie ein Bild der Welt vermitteln, die wir für das Scheitern verantwortlich machen könnten» (S.116).

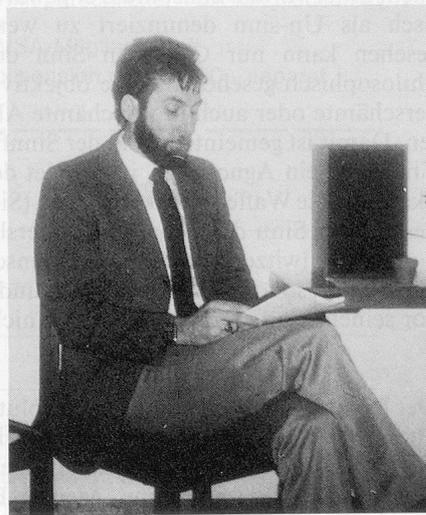
Das Schmerzliche des Scheiternmüssens ist mir in Wislikofen an der Gestalt Vincent van Goghs besonders deutlich aufgegangen. Aus Luzern kam – um die Wochenmitte – der Maler Rainer Kunz wieder in die Propstei und stellte Leben und Werk des frühverstorbenen Holländers vor. Van Gogh (1853–1890) hat inner weniger Jahre Bilder des Himmels gemalt und zugleich in unzähligen Briefen



Ein Könnler über einen Könnler: Rainer Kunz bespricht Leben und Werk des Malers Vincent van Gogh.



Der unscheinbar-geduldige Zuhörer: der Fotograf ist auf den Hund gekommen – ein braves Tier!



Abschluss und Höhepunkt mit Pfr. H. R. Pfister: «Wohl dem Menschen, der falsche Ratgeber durchschaut!»

«Worte wie Feuer» (Herder Verlag 1983) an seinen Bruder Theo gerichtet. Ein Briefausschnitt genüge hier stellvertretend für viele andere:

Es ist gewiss eine merkwürdige Erscheinung, dass alle Künstler, Dichter, Musiker, Maler in den äusseren Dingen des Lebens unglücklich sind – auch die Glücklichen. Was Du neulich von Guy de Maupassant geschrieben hast, beweist es aufs neue. Das rollt die ewige Frage wieder auf: ist das Leben in seiner Ganzheit für uns sichtbar oder kennen wir vor dem Tod nur die eine Hälfte?

Die Maler – um nur von ihnen zu reden – sprechen, wenn sie tot und begraben sind, durch ihre Werke zur nächsten Generation oder zu vielen späteren Generationen.

Ist das alles oder gibt es gar noch mehr? Der Tod ist vielleicht nicht das Schwerste, was es im Leben eines Malers gibt.

Ich erkläre, dass ich nichts darüber weiss, aber beim Anblick der Sterne verfälle ich immer ins Träumen, genauso und genauso einfach, wie die schwarzen Punkte auf der Landkarte, die Städte und Dörfer bedeuten, mich zum Träumen bringen. Warum, frage ich mich, sollten die leuchtenden Punkte am Himmelsgewölbe weniger zugänglich sein als die schwarzen Punkte auf der Karte von Frankreich? Wie wir den Zug nehmen, um nach Tarascon oder nach Rouen zu fahren, so nehmen wir den Tod, um auf einen Stern zu gelangen.

An diesem Gedankengang ist eines sicher wahr: solange wir am Leben sind, können wir uns nicht auf einen Stern begeben, ebensowenig wie wir den Zug nehmen können, wenn wir tot sind.

Jedenfalls scheint es mir nicht unmöglich, dass Cholera, Nierensteine, Schwindsucht und Krebs himmlische Beförderungsmittel sind, so wie Dampfschiffe, Autobus und Eisenbahn irdische sind. Ruhig an Altersschwäche sterben hiesse dann zu Fuss hingehen . . . »

Wer möchte da nicht viel lieber Fussgänger sein, statt krank und statt Künstler?

*

Frankl nennt als eine Erscheinungsform des Scheiterns «das Leiden am sinnlosen Leben». Unter Berufung auf Ludwig Wittgenstein («Den Sinn des Lebens können wir Gott nennen») schreibt Arnold Künzli, bis zu seiner Emeritierung Professor für Philosophie und Politik an der Universität Basel, der Sinn des Redens vom Sinn sei die Suche nach dem Sinn verbürgenden Absoluten. «Denn der Sinn erhält gültig und mit Anspruch auf allgemeine Zustimmung seinen Inhalt nur vom Absoluten her. Anders bleibt er subjektiver Willkür und damit dem Ideologieverdacht unterworfen. Sonst muss er gewärtigen, ideologiekritisch als Un-sinn denunziert zu werden. Theologisch gesehen kann nur Gott den Sinn des Lebens stiften, philosophisch gesehen nur die objektive Vernunft, dieser verschämte oder auch unverschämte Ableger des Absoluten. Damit ist gemeint, dass in der Sinnfrage im Gebiet der Theologie ein Agnostiker, im Gebiet der Philosophie ein Skeptiker die Waffen strecken muss.» (Siebenstern, «Worin besteht der Sinn des Lebens?», Gütersloh 1985) Deshalb konnte Gollwitzer erklären, der Mensch sei niemals ein Sinn-Täter, sondern ein Empfänger, und Picasso sagte kurz vor seinem Tod einmal: «Ich suche nicht – ich finde!»

*

Der Dichter Novalis nannte das Absolute oft «das Heilige» und schrieb in einem Fragment, es sei das unauflösbar-paradoxe Merkmal des Heiligen, «dass es uns nur als fernes Geheimnis nahe sein kann». Meister Eckart sprach von der «ledigen Leerheit» und meinte damit den «Zustand», in dem der Mensch in sich selber das Absolute spürt. Er kann ihm auch zu nahe kommen und es im Pantheismus

gleichsam verobjektivieren oder er kann sich seiner zu bemächtigen suchen, indem er es in seinen Besitz bringt und zur Ideologie macht. Dann wird – nach einem Wort Grillparzers – die Menschlichkeit des Menschen zur Humanität, die Ebenbildlichkeit zur Gottgleichheit, und die Herrschaft der subjektiven Willkür, die nach Auschwitz führt, ist etabliert: «Humanität, Divinität, Bestialität.»

Das Problem des Hiob-Buches der Bibel (vgl. VSA-Reihe «Schriften zur Anthropologie des Behinderten», Band III, «Staunen und Danken», S. 59 ff.) ist von keiner Philosophie und von keiner Wissenschaft zu lösen: Warum muss der Mensch leiden? Da gibt die Wissenschaft, die sich folgerichtig als Fachwissenschaft versteht, keine Antwort. Hiob muss scheitern, bevor er Gott erkennen und sagen kann: «Ich habe geredet in Unverstand. Darum widerrufe ich und bereue in Staub und Asche.» Wolfgang Schmidbauer («Helfen als Beruf», Rowohlt 1983) hat gezeigt, weshalb der Fachmann niemals widerruft, schon gar nicht in Staub und Asche. Selbst Moses, diese ehrwürdige Gestalt, die das Volk aus der Sklaverei Ägyptens durch die Wüste geführt und dazu gebracht hat, sesshaft zu werden und sich selber allererst als Volk zu verstehen, darf nur aus der Ferne noch ins gelobte Land hineinschauen. Warum denn also dieses Leiden? Die Frage bleibt wohl offen. Mir persönlich hat das kleine Buch des amerikanischen Rabbiners Harold Kushner («Wenn guten Menschen Böses widerfährt», Siebenstern, Gütersloh 1986) viel geholfen.

*

Wie schon in den Jahren zuvor: der Abschluss war auch der Höhepunkt. Hans-Rudolf Pfister kam (mit Musik von Mozart und mit Geschichten von Gypkens und Wilde) wieder nach Wislikofen, um am Bild «Maria mit Kind» des in Ottenbach lebenden Malers G. Gessler das Seminarthema in einer ungemein gescheiterten, Herz und Kopf erfassenden Weise auszulegen.

Meditation zu Psalm 1

nach Anregungen von M. Bubers Bibelübersetzung und diversen Gesprächen

Wohl dem Menschen, der falsche Ratgeber durchschaut!

Glück dem Menschen, der sich von schlechtem Vorbild nicht verleiten lässt und nicht Wege geht, die in Schuld enden müssen.

Gut ist dran, wer sich nicht zu denen hält, die gedankenlos über Gott daherreden und für den Glauben nur Spott haben, sondern wer nachdenkt über das, was uns helfen kann und dann weiss, was der glaubt und wofür er lebt.

Der ist wie ein Baum mit tiefen Wurzeln,
der Kräfte hat, dem Wetter standzuhalten
und Frucht zu tragen, wenn es an der Zeit ist.

Der verbringt sein Leben nicht nutzlos, und woran er arbeitet, das wird nicht vergeblich sein.

Denn wer nach Gott fragt,
der entdeckt das Leben,
das ganzen Einsatz lohnt und sich bewährt.

Aus Erlinsbach, wo er als reformierter Pfarrer tätig ist, brachte H.R. Pfister mit Grüßen seiner Frau als Mitbringsel den Teilnehmern Samenkörner mit, die, wenn es warm wird, im Töpfchen jetzt wohl bald aufgehen werden.